

Der Reisende hatte einen harten Tag in der Eisenbahn hinter sich, von morgens um acht, als er das Weserstädtchen Minden verlassen hatte, bis abends um zehn, als er auf dem Frankfurter Hauptbahnhof ankam. Trotzdem ging es für ihn an diesem 4. September 1865 weiter, vielleicht am Main entlang, vielleicht durch die Innenstadt, bis er hinter Dom und Römer die Fahrgasse kreuzte, die Magistrale zwischen der Alten Brücke und der Innenstadt, damals neben der Zeil die wichtigste Einkaufsstraße der Stadt. Endlich ging es durch ein Tor in den Arnburger Hof, einen abgeschiedenen Bezirk, der in seinem Grundriss noch aus dem Mittelalter stammte, auch wenn die meisten Bauten erst um die hundert Jahre alt waren. Er suchte das Haus in der Predigerstraße 3, klopfte an und fand, wie er später in einem Brief schreibt, „die allerherzlichste Aufnahme“.

Theodor Storm, dessen Geburtstag sich in diesem Herbst zum 200. Mal jährt, unternahm die Reise in den Süden in der schwärzesten Zeit seines Lebens. Im Mai 1865 war seine Frau Constanze gestorben, mit der er neunzehn Jahre lang verheiratet gewesen war, das Paar hatte insgesamt sieben Kinder, der älteste Sohn war siebzehn, die jüngste Tochter drei Monate alt. Dass er ein Vierteljahr später Husum ohne zwingenden Grund verließ, wird man als Teil einer selbstverordneten Therapie ansehen: Storm reiste nach Baden-Baden, wo er seinen alten Freund Ludwig Pietsch wusste, aber auch Iwan Turgenjew, den er bewunderte und der ihn seinerseits schätzte – der russische Autor sprach und las vorzüglich Deutsch. Und wo immer Storm unterwegs Station machte, ließ er sich von alten Freunden trösten und als Dichter bestätigen.

Einer dieser Freunde, der Althilologe Tycho Mommsen, wartete an jenem Septembertag in Frankfurt auf ihn. Die rege Storm-Forschung der letzten 50 Jahre, die sonst auch entlegene Aufenthalte und Begegnungen des Dichters ausgeleuchtet hat, ist an dieser Station fast vollständig vorübergegangen.

Storm hingegen war sie wichtig. Das Verhältnis zwischen ihm und dem zwei Jahre jüngeren Tycho Mommsen reicht zurück bis in die gemeinsame Studentenzeit, als Storm sich mit Tychos Bruder Theodor beim Kieler Hofbäckermeister Andersen eine Studentenbude teilte. Tycho und Theodor Mommsen stammten aus dem Eiderstedter Ort Garding, Theodor, der Ältere, studierte Jura, Tycho Philologie. 1843 gaben die Mommsen-Brüder mit Storm das „Liederbuch dreier Freunde“ heraus, das sie gemeinsam geschrieben und dessen Druck sie auch gemeinsam finanziert hatten.

Heute ist der Band – die erste Buchveröffentlichung Theodor Storms ebenso wie des späteren Literaturnobelpreisträgers Theodor Mommsen – eine Rarität, wohl auch, weil einer der Brüder später diejenigen Exemplare, die er noch ergattern konnte, eingestampft haben soll. Verdient ist das nicht: Unter den insgesamt 120 Gedichten der Studenten sind neben manchen albernem auch viele untadelige und sogar einige Perlen, die zum großen Teil von Storm stammen: Da ist die Liebeslyrik Storms, gerichtet an die kindliche Freundin Bertha von Buchan („Du bist so jung“, „Dämmerstunde“) oder ein frühes Gedicht, in dem sich bereits Storms Faszination für ein „Harfenmädchen“ spiegelt, das dann später in seiner Novelle „Immensee“ ein kurzes, aber entscheidendes Gastspiel gibt. Wie um zu betonen, dass es sich um ein Gemeinschaftswerk handelt, finden sich die jeweiligen Verfasser der Gedichte nur abgekürzt im Inhaltsverzeichnis. Blättert man das Büchlein also durch, wird man nicht immer entscheiden können, welcher Autor gerade

Kein Wort mehr über Immensee!

Von wegen graue Stadt am Meer: Auf einer Reise in den Süden besuchte Theodor Storm auch Frankfurt. Was wollte er da nur? Eine Spurensuche



Theodor Mommsen (1817 bis 1903) erhielt als erster Deutscher den Nobelpreis für Literatur.



Tycho Mommsen (1819 bis 1900) leitete 22 Jahre lang das Frankfurter Gymnasium.

zugabe ist, und die erstaunliche Ähnlichkeit in Stil und Inhalt, die sich darin zuweilen ausspricht, mag aus gemeinsamer Lektüre, gemeinsamen Vorbildern (vor allem Heinrich Heine) und aus dem engen Umgang der drei Studenten resultieren, der offenbar die kritische Lektüre der Werke der beiden anderen einschloss.

Spannungsfrei war dieser Umgang allerdings nicht, und wie es um die titelgebende Freundschaft stand, ist nicht leicht zu beurteilen. Zum „Du“ brachten es die Brüder mit Storm zeit lebens nicht, und es



Der Arnburger Hof, hier auf einem Aquarell um 1880, war ursprünglich Klosterbesitz, dann fiel er an die Stadt. Hier wohnte Tycho Mommsen, als Storm ihn besuchte.

Fotos AKG, Archiv (3)



Theodor Storm auf einem Ölbild des Malers Nicolai Sunde von 1857

scheint, als ob es vor allem auf Seiten der Mommsens Vorbehalte gegenüber Storm gegeben hat. Zur selben Zeit, in der Storm von Husum aus während der norddeutschen Erhebung gegen Dänemark als Korrespondent zur von Theodor Mommsen in Kiel redigierten „Schleswig-Holsteinischen Zeitung“ beitrug, stöhnte Tycho Mommsen, damals Collaborator an der Gelehrtenschule in Husum, über den ehemaligen Mitstudenten: Storm sei faul und verweichlicht, besitze durchaus Talent, aber „einen spottschlechten Charakter“, und vor allem Tychos Frau Franziska litte unter Storms „Neide, seiner widerwärtigen Zudringlichkeit“ und „Grobheit“.

Die Vorbehalte betrafen auch Storms literarisches Schaffen: 1849 hatte Tycho Mommsen auf Storms Bitte hin den Erstdruck der Novelle „Immensee“ durchgesehen, die in einem Almanach erschienen war und demnächst als Buch herauskommen sollte. Mommsens Lektüre fiel kritisch aus, und da sich die Bögen erhalten haben, lassen sich seine Anmerkungen noch heute nachverfolgen: „Alltäglich

ohne Reiz“ schrieb er an den Rand der Weihnachtsszene, „eitel Prosa!“ neben den ursprünglichen Schluss. „Lebende Bilder, tote Kunst“, so sein Gesamturteil über die Novelle, und in einem Brief an den Bruder schreibt er mit Blick auf „Immensee“ und die schlechten Kritiken, die Storm damit geerntet hatte: „Warum schreibt man aber auch so fades Zeug?“

Ob der auch sonst eher empfindliche Storm ihm das übelgenommen hat, ist nicht bekannt. Aber ernst nahm er Tycho Mommsens Einwände zweifellos, denn er kürzte und überarbeitete „Immensee“ auf der Grundlage von Mommsens Einwänden. Und schuf dadurch ein ungemein populäres Buch, dessen Erfolg Storm erst knapp vierzig Jahre später mit dem „Schimmelreiter“ übertreffen sollte.

Nach dem dänischen Sieg über die weit unterlegenen aufständischen Truppen verließen Storm und Tycho Mommsen Husum – Storm wurde Kreisrichter im thüringischen Heiligenstadt, Mommsen Lehrer in Eisenach und Oldenburg. 1864 schließlich erlebten beide einen be-

ruflichen Neuanfang: Als sich das Blatt wendete und die dänische Niederlage im Krieg gegen Preußen und Österreich abzeichnete, wurde Storm als Landvogt nach Husum zurückgerufen. Zugleich trat Mommsen die Stelle als Rektor des Städtischen Gymnasiums an, das auf die 1519 gegründete Frankfurter Lateinschule zurückgeht.

Offenbar gab der Tod von Constanze Storm, die Tycho wohl sehr geschätzt hatte, den Anlass dafür, dass zwischen ihm und Storm der Faden wieder aufgenommen wurde. Am 28. August 1865 bedankte sich Storm für Tycho Mommsens Kondolenzbrief und beschreibt, was ihm Constanze bedeutet hatte: „Sie war nicht allein und immer mehr meine Geliebte in des Worts wegweniger Bedeutung; wenn die Welt mich kränkte und schlug, dann flüchtete ich wie zu ihr wie ein Kind zur Mutter, und an ihrem klaren und sicheren Herzen fand alles trostreiches Ende“, schreibt Storm, kündigt seine Reise nach Baden-Baden an und fragt unvermittelt: „Kann ich die Nacht vom 4./5. bei Ihnen Quartier nehmen?“

Storm konnte, auch wenn das Quartier wohl seine Mängel hatte. Das städtische Gymnasium war seit 1837 im Hauptgebäude des Arnburger Hofes untergebracht, die Räume werden als eng und düster beschrieben, und Mommsen kämpfte lang um eine räumliche Veränderung, zu der es erst 1876 kam, als die Schule in die ehemaligen Räume der Polytechnischen Gesellschaft in der Junghofstraße 18 umzog. Mommsen selbst hatte seine Dienstwohnung bereits 1870 aufgegeben und war übergangsweise in das herrliche Wertheimerhaus (Schöne Aussicht 16) gezogen, das vor ihm bereits Arthur Schopenhauer bewohnt hatte.

Trotz der Verhältnisse im Arnburger Hof scheint sich Storm bei Mommsen sehr wohl gefühlt zu haben. In einem Brief an seinen Bruder Otto schreibt er von Mommsens „ganz selten prächtigen Kindern (5 Mädchen, 3 Knaben)“, die damals zwischen zwei und fünfzehn Jahre alt waren. Den ursprünglichen Plan, am

nächsten Tag weiterzufahren, begrub er offenbar schnell. „Natürlich musste ich Dienstag über bleiben. Vormittags ging ich in's Städtische Museum und zu der Danneckerischen Ariadne. Nachmittags fuhren wir mit dem ganzen Kinderjubil auf's Jägerhäuschen (siehe Goethes Faust).“

So sah Storm einen erheblichen Teil der Frankfurter Innenstadt. Das Städtische Kunstinstitut zeigte seine Sammlung damals in einem Gebäude in der Neuen Mainzer Straße, also am westlichen Ende der Altstadt. Die Skulptur der Ariadne wiederum, die der württembergische Hofbildhauer Johann Heinrich von Dannecker 1803 geschaffen und 1810 an den Frankfurter Bankier Simon Moritz von Bethmann verkauft hatte, besah sich Storm in einer kleinen, 1856 eigens für die Skulptur gebauten Halle namens „Ariadneum“ am Friedberger Tor im Nordosten der Innenstadt. Und für das „Jägerhäuschen“ musste die fröhliche Gesellschaft den Main überqueren, um hinter Sachsenhausen zum Forsthaus zu gelangen.

Am nächsten Morgen schied man im besten Einvernehmen. Storm reiste nach Baden-Baden und zurück nach Husum. Seine Befürchtung, mit Constanzes Tod sei sein Leben „zu Ende“, erwies sich als verfrüht. Er heiratete im folgenden Jahr ein weiteres Mal, wurde ein acht Mal Vater und erlebte auch in künstlerischer Hinsicht eine ausgesprochen fruchtbringende Zeit. Als Lyriker hatte er zwar seine wichtigsten Werke bereits verfasst, als Novellist aber lagen seine großen Texte noch vor ihm: „Draußen im Heidedorf“, „Aquis submersus“, „Carsten Curator“ und schließlich „Der Schimmelreiter“ entstanden neben zahlreichen weiteren Novellen erst in der Zeit seiner zweiten Ehe.

Tycho Mommsen, der einige wegweisende Studien zu Pindar veröffentlicht hatte und sich energisch gegen alle Versuche Storms sträubte, seine alten Gedichte aus dem „Liederbuch dreier Freunde“ neu zu publizieren, blieb bis 1886 Rektor des Frankfurter Gymnasiums, aus dem später das Lessing-Gymnasium hervorging. In den 22 Jahren, in denen Mommsen dieses Amt bekleidete, haben insgesamt 359 Schüler das Abitur abgelegt.

Storm starb 1888, Tycho Mommsen 1900, sein Bruder Theodor schließlich 1903. Von Storms Besuch in Frankfurt aber ist so wenig Greifbares geblieben, dass man Mühe hätte, irgendwo einen Ort zu finden, um auch nur eine Plakette anzubringen, die an den September 1865 erinnerte.

Das Städtische Institut, das Storm in der Neuen Mainzer Straße 49/51 aufsuchte, ist 1878 nach Sachsenhausen gezogen, und der frühere Museumsbau ging im Zweiten Weltkrieg unter. Das gilt ebenso für das Ariadneum, und auch Danneckers Ariadne wurde stark beschädigt. Immerhin konnte sie restauriert werden und ist heute im Liebieghaus zu sehen. Der Arnburger Hof aber, dessen Gebäude im Krieg zwar ausbrannten, der in wichtigen Teilen aber noch zu retten gewesen waren, wurde 1953 endgültig zerstört, als die Kurt-Schumacher-Straße von der Konstablerwache bis zum Main in die Trümmer der Altstadt gefräst wurde, als neue Nord-Süd-Verbindung, die die Fahrgasse in eine Nebenstraße herabstufte. Und auch das Forsthaus hat in Krieg und Nachkrieg schlimm gelitten. Was von ihm übrig ist, liegt heute zwischen lauten Straßen in der Nähe der Einflugschneise des Flughafens.

Mit Storms an Relikten überreichen Heimatstadt Husum kann all dies naturgemäß nicht konkurrieren. Dass aber der Autor auf seiner Herbstreise am Main Schritt für Schritt aus seinem lähmenden Kummer hinausgefunden hat, ist offensichtlich. Das sollte genügen, um Frankfurt auch ohne handgreifliche Reste zu einem Storm-Ort aus eigenem Recht zu qualifizieren.

TILMAN SPRECKELSEN

Frankfurter Anthologie

Redaktion Hubert Spiegel

Gerd-Peter Eigner

Das Mammut

Angeblich vom Erdboden verschwunden seit es die Menschheit gibt taucht es in Rudeln auf um weitläufig und sehr achtsam zu grasen

Der Mangel an Sehschärfe beim Menschen der selbstverliebt in sein Inneres blickt (nicht jedoch beim Hasen und auch nicht beim Igel der immer schon da ist)

Führte zum vorzeitigen Abbruch einer Beziehung die versprochen hatte über ganze Erdzeitalter und weit mehr zu wahren warum

Ganz einfach die herbe Schönheit und schiere Größe des einen überforderte auf Dauer den anderen der bald seine Heimat bei Kleineren fand

Jedoch wie gesagt es ist weiter da das Tier nur entzieht es sich aus Sanftmut und Diskretion den schwachen menschlichen Blicken

Hans Christoph Buch

Stoßzähne im Farn

Der Autor dieses Gedichts ist kein feinsinniger Lyriker, sondern ein Serientäter, der alle paar Jahre einen dickleibigen Roman ausstößt, der stets aufs Neue berechtigtes Aufsehen erregt. Sein letztes, von Rezensenten hochgelobtes Buch mit dem Titel „Die italienische Begeisterung“ wurde gleich dreifach prämiert: mit dem Kranichsteiner, dem Eichendorff- und dem Nicolas-Born-Preis. Eigners erster Gedichtband, den er nun vorlegt, ist – für Lyrik ungewöhnlich – 366 Seiten stark, ein Schwergewicht wie das Mammut, das er im Titel führt und das den Lesern vom Buchumschlag in die Augen blickt: „Tiere sehen dich an“. So hieß ein in der Vorkriegszeit populärer Bildband mit Tierfotos, und so nannte der Joyce-Übersetzer und Essayist Hans Wollschläger sein vehementes Plädoyer für den Tierchutz, den Eigner als professioneller Fleischesser nur am Rande erwähnt.

Gerd-Peter Eigner ist kein anämischer Poet, der sein spärliches Haar zu lyrischen Arabesken windet, sondern ein Elefant im Porzellanladen deutscher Gegenwartsliteratur, ein Urviad, das mit raumgreifenden Bewegungen eine Menge Geschirr zerschlägt. Eigner ist selbst ein Mammut, und das hier zitierte Gedicht ist sein Selbstporträt: ein Leitfossil vom Ende der Eiszeit, einst in Herden durch die Tundra ziehend, bevor es der Erderwärmung und den Neolithungen steinzeitlicher Jäger zum Opfer fiel, Nean-

dertaler vielleicht, deren armdicke Speere der Moorboden konserviert hat. Das „acht-same Gras“, von dem Eigner spricht, ist ein Fingerzeig auf die Gutmütigkeit der Dickhäuter, eine begehrte Jagdbeute nicht nur wegen ihres Fleisches, sondern auch wegen ihrer Stoßzähne und zottigen Felle, die den Frühmenschen Kleidung und Zelte lieferten. Hinter dem furchterregenden Äußeren des Urzeitriesen aber verbergen sich Hilfslosigkeit und scheue Sensibilität, die kleinere Lebewesen, allen voran der Mensch, sich zunutze machten, um das Mammut aus seinem Lebensraum zu verdrängen.

All das trifft auch auf Gerd-Peter Eigner zu, dessen literarisches Werk als erratischer Block, an dem Freunde und Feinde, Kritiker und Exegeten sich vergeblich abarbeiten, in die hiesige Literaturlandschaft ragt. Hin und wieder ruft er bei mir an und lädt mich ein, in einer Kreuzberger Bar, die passerweise „Gulasch“ heißt, seinen endlosen Monologen zu lauschen, die wie seine Bücher nur von ihm selbst handeln, unterbrochen von kurzen Atempausen, in denen Eigner die Vorzüge der Bardame preist, einer Russin, die unaufgefordert Wein nachschenkt. Nach zwei Stunden lehnt er sich erschöpft zurück und sagt: „Wir haben nur über mich gesprochen. Nun zu dir – hast du meine Gedichte gelesen? Wie gefallen sie dir?“

Bevor ich ihm die erwünschte Antwort geben kann, kommt sein ins Stocken geratener Redefluss wieder in Gang, und Eigner erklärt, dass er die auf über dreihundert Seiten gesammelten Gedichte nicht in dreißig Jahren, sondern wie ein Quartalsläufer in zweieinhalb Monaten geschrieben habe. Beim Korrekturlesen ließ er fünfzig Gedichte weg – aus Selbststetel, wie er sagt – und schrieb im Schaffensrausch zwanzig neue dazu. Trotzdem ist Gerd-Peter Eigner kein Vielschreiber, wie jeder Leser des in der Berliner PalmArtPress erschienenen Buchs konstatieren wird, sondern ein *Poeta doctus*, der Reisenotizen aus Nordafrika und Italien, Lektüren und Liebschaften zu sprachlichen Gebilden verdichtet, die an Ernst Meister erinnern, den lyrischen Lehrmeister von Nicolas Born.

Dass Eigners Gedichte nicht aus dem Vollen geschöpft, sondern erlebt und erlitten sind, steht auf einem anderen Blatt. Es ist die Einsamkeit des Hochleistungssportlers, der bei allem, was er tut, an die Grenze der Belastbarkeit geht – und noch darüber hinaus. Nicht nur seine Elegie über das Verschwinden der Mammuts, fast alle Texte des vorliegenden Buchs sind von Todesahnungen durchweht und von Hoffnungen konterkariert, denn Eigner ist ein Fighter, der nicht vorschnell zu Boden geht – Nehmerqualitäten heißt der Fachausdruck dafür. „Siehst du im Sand das weiß Beinerne,

Stoßzähne im Farn“ – diesen Vers aus Nicolas Borns Elbbolz-Poem hätte ich gerne zitiert, aber Gerd-Peter Eigner lässt mich nicht zu Wort kommen und erzählt, das Fleisch in sibirischer Permafrosterde tieferer Mammuts sei zart und wohlschmeckend. Und er signalisiert der Bardame mit kreiselnder Handbewegung, dass die Zeche auf seine Rechnung geht.

Gerd-Peter Eigner: „Mammut“. Gedichte. PalmArtPress, Berlin 2016. 368 S., geb., 25,- €.

Von Hans Christoph Buch ist zuletzt erschienen: „Elf Arten, das Eis zu brechen“. Roman. Frankfurter Verlagsanstalt, Frankfurt am Main 2016. 256 S., geb., 21,- €.

Eine Gedichtlesung von Thomas Huber finden Sie unter www.faz.net/anthologie.